

Praxis Palliative Care

Für ein gutes Leben bis zuletzt

(mit Dursch)

6 | 2010

**Es zählt,
was erzählt werden kann**



Biografiearbeit als narrative Grundhaltung

Es zählt, was erzählt werden kann

Menschen erzählen in einem Klima des Vertrauens, des Zuhörens. Wichtig ist eine Haltung, die ohne moralische Kommentare und bewertende Urteile auskommt. Solche Kommunikationsregeln müssen vereinbart werden.

GERT DRESSSEL

Elisabeth erzählte vor laufender TV-Kamera ausführlich aus ihrem Leben: 1907 als Kind jüdischer Eltern geboren, wuchs sie im Wiener Arbeiterbezirk Margareten auf; sie absolvierte nach der Schule eine Lehre und arbeitete bis zum Tod ihrer Mutter in einer Schneiderei. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 begannen für sie als sogenannte „Volljüdin“ sieben Jahre der Ausgrenzung und Verfolgung; ihr Vater fiel dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer; sie selbst überlebte verschiedene Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager und kehrte 1945 nach Wien zurück.

Es zählt, was erzählt werden kann: Elisabeth lebte in den 1990er-Jahren in einem Seniorenwohnhaus in Wien-Ottakring. Hätte es bei ihrem Einzug bereits Biografiebögen gegeben und wäre Elisabeth dahingehend befragt worden, hätten die Fragenden von Elisabeth nur bruchstückhafte Antworten bekommen. Elisabeth galt vielen als dement. Ihr waren nicht nur ganze Phasen ihres Lebens entfallen, vor allem die Jahre zwischen 1938 und 1945, regelmäßig vergaß sie auch vereinbarte Friseur- oder Arzttermine. Einen lebensgeschichtlichen Gesprächskreis mit Bewohnerinnen des Seniorenwohnheims vergaß sie hingegen nicht. Wöchentlich nahm sie daran freiwillig teil, zunächst zurückhaltend, dann mehr und mehr aktiver. Nicht beim ersten, auch nicht beim zweiten, sondern erst bei einem weiteren Treffen entkam es ihr: „I bin ja a Jüdin!“ Aber sie bedauerte

wiederholt, ein „Hirn wie ein Sieb“ zu haben. Vor allem, wenn man sie direkt nach ihren Erfahrungen in der NS-Zeit befragte, versagte ihr das Gedächtnis. Zugleich aber wollte sie sich erinnern. Erst als die anderen teilnehmenden Seniorinnen und die Moderation die positive Regel für Elisabeth aufstellten, dass sie jederzeit andere unterbrechen und selbst erzählen dürfe, wenn ihr Erinnerungen kämen, war es ihr möglich, über ihre oft leidvollen Erfahrungen zwischen 1938 und 1945 zu berichten.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und Erzählen benötigt Vertrauen und Wertschätzung. Sukzessive erfuhr Elisabeth, dass sie den Menschen, die mit ihr gemeinsam die Gesprächsrunde besuchten, (ver-)trauen konnte. Wichtigste Kommunikationsregel war, den jeweils anderen mit ihren Erzählungen zuzuhören, dabei zu versuchen, sie aus ihren Lebenszusammenhängen heraus zu verstehen und sie nicht zu bewerten. Elisabeth machte die Erfahrung, dass sie mit ihrer persönlichen Geschichte in diesem sozialen Umfeld gut aufgehoben war. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Wie oft erzählen wir für uns Bedeutsames nicht, weil uns das Gegenüber – als Mensch oder als Organisation – nicht ganz geheuer ist. Wie wird auf das von uns Erzählte reagiert, was passiert zukünftig mit meinen Erzählungen, mit dem Wissen über meine Person? Wer verfügt darüber wie?

* Name wurde von der Redaktion geändert

Biografisches Erzählen ist etwas anderes als das Sammeln biografischer Daten. Es dient weniger der Institution als vielmehr den Erzählenden selbst.



© Werner Krüper

Für das Erzählen bedarf es einer vertrauensvollen Atmosphäre.

Auch und gerade scheinbar banale Themen wie Essen und Trinken können Anlass für ein biografisches Gespräch sein.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und es zählt weniger, was – beispielsweise mittels Biografiebögen – dokumentiert und gesammelt werden kann. Zweifelsohne kann es für eine Organisation (beispielsweise ein Seniorenwohnhaus oder ein Pflegeheim) und die Mitarbeiterinnen dieser Organisation wichtig sein, über biografische Daten der Betreuten zu verfügen, um deren spezifische Verhaltensweisen besser deuten zu können. Doch mit und in welcher Praxis werden diese Daten erhoben? Wie wird was erfragt? In welcher Machtbeziehung stehen Fragende und Befragte zueinander? Und was sagt das alles über die darüber gewonnenen Daten aus? Stellen Sie sich einmal vor: Sie haben gerade Ihre vertraute soziale Umgebung verlassen, ziehen in ein Seniorenwohnhaus, vieles hier ist für Sie neu oder anders als gewohnt. Und nun werden Sie von dieser Organisation über Ihr Leben ausgefragt: Die Fragen sind standardisiert, Ihre Antworten werden notiert, schriftlich festgehalten, und Sie wissen, dass die in dieser Situation über Sie gewonnenen biografischen Daten in der Verwaltung des Hauses aufbewahrt werden – institutionalisierte Biografiearbeit als bürokratischer Akt!

Es zählt, was erzählt werden kann: Und dafür bedarf es einer bestimmten narrativen Praxis. Eine Praxis, die zuvorderst auf das Sammeln von biografischen Daten abzielt, unterscheidet sich von einer, die das biografische Erzählen von Bewohnerinnen beziehungsweise Betreuten ins Zentrum rückt – die erste dient vor allem der Organisation, die zweite dagegen und zunächst den Erzählenden selbst. Dahingehend ist es nicht notwendig, jede Senioren- und Pflegeeinrichtung mit lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen auszustatten. Weder werden ausreichend personelle und finanzielle Ressourcen für ein solcherart großflächiges Angebot zur Verfügung stehen, noch können alle hochbetagten Menschen ein solches aufgrund der Einschränkungen in ihrem Alltag über-

haupt nutzen. Es geht vielmehr um die vielen kleinen Situationen im Alltag mit betagten und hochbetagten Menschen und um eine Grundhaltung der Präsenz, mit der Professionelle, Ehrenamtliche und auch Angehörige den Betreuten in diesen Momenten gegenüber treten. Die Betreuten sind Menschen mit einer eigenen persönlichen Geschichte, nach der wertschätzend und interessiert gefragt werden kann, die auch nicht sofort für eine Pflegedokumentation festgehalten werden muss und soll. Und wenn für das Fragen und Erzählen auch nur fünf Minuten zur Verfügung stehen sollten, so können die Erzählenden diese fünf Minuten als etwas erfahren, in denen sie endlich einmal für sich selbst und für ein Gegenüber als Individuum sichtbar geworden sind – institutionalisierte Biografiearbeit als eine am konkreten Menschen interessierte pflegekulturelle Grundhaltung.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und das muss nicht immer, wie im Fall von Elisabeth, eine Erfahrung der rassistischen oder politischen Verfolgung sein. Und das heißt schon gar nicht, dass wir den Betreuten ihre intimen Geheimnisse entlocken. Auch und gerade scheinbar banale Themen wie Essen und Trinken können Anlass für ein biografisches Gespräch sein. Was waren und sind die eigenen Lieblingsspeisen, welches Essen hat man immer schon gehasst? Und vielleicht stellt sich im Verlauf eines solches Gesprächs heraus, dass die Abläufe der Pflegeeinrichtung mit jenen Essensroutinen kollidieren, die der nun Betreute im Verlauf seines Lebens als für sich wertvoll herausgebildet hat. Schon seit Wochen hat der Betreffende seine Mahlzeiten meist zurückgehen lassen. Insofern kann eine biografische Erzählkultur immer auch einen „Mehrwert“ für die Betreuungseinrichtung haben.

Es zählt, was erzählt werden kann: Heute hochbetagte Menschen haben auch aufgrund des gesellschaftlichen Wandels in den vergangenen Jahrzehnten das Bedürfnis, sich am Ende ihres

Lebens nochmals narrativ zu ordnen, rote Fäden durch das eigene Leben zu ziehen, das immer auch brüchig und widersprüchlich gewesen ist, um sich darüber nochmals die eigene Biografie anzueignen und eigener Identitäten zu vergewissern. Kurz nach ihrem Auftritt vor der TV-Kamera ist Elisabeth übrigens im Alter von fast neunzig Jahren verstorben. Wir wissen, dass sie gut gestorben ist. ▀

Literatur

- Biographieorientierte Ansätze (2006). Unterricht Pflege, Heft 1, 11. Jahrgang, März 2006
- Blimlinger, Eva; Angelika Ertl; Ursula Koch-Straube und Elisabeth Wappelshammer (1996): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover: Vincentz Verlag
- Dausien, Bettina (2005): Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit. Überlegungen zur Professionalisierung pädagogischen Handelns. In: Sozialextra. Zeitschrift für Soziale Arbeit & Sozialpolitik, Heft 11, 2. Jahrgang, S. 6-11
- Dressel, Gert und Katharina Novy (1995): 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918 – 1945. Wien
- Sander, Kirsten (2006): Biographiearbeit. Grundlagen der Pflege für die Aus-, Fort- und Weiterbildung, Heft 21. Brake: Prodos Verlag
- Specht-Tomann, Monika (2009): Biografiearbeit in der Gesundheits-, Kranken- und Altenpflege. Heidelberg: Springer
- Stuhlmann, Wilhelm (2004): Demenz – wie man Bindung und Biographie einsetzt. München; Basel: Ernst Reinhardt Verlag

Dr. Gert Dressel, Historiker und Fortbildner, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung der IFF Wien (Alpen-Adria Universität) und der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien; Leiter, Mitarbeiter und Berater zahlreicher biographieorientierter Projekte in Forschung, Bildungsarbeit und Sozialer Arbeit.
E-Mail: gert.dressel@uni-klu.ac.at